

Rebellion und Suizid

Über Bernward Vespers »Die Reise« und die psychische Erbschaft der Nazi-Väter

Von Michael Schneider

Unter den zahlreichen Publikationen zum 40jährigen Jubiläum der 68er -Revolte hat kein Buch solche Wellen geschlagen und gleichzeitig so heftigen Widerspruch ausgelöst wie Götz Alys Pamphlet mit dem suggestiven Titel „Unser Kampf 1968“. Seine bizarre, wohl vor allem auf den öffentlichen Eklat berechnete These, die „68er“ seien in Wahrheit die Widersänger der „33er“ und die Studentenrevolte ein Spätausläufer des deutschen Totalitarismus gewesen, hat Aly, der damals selbst zu den Aktivisten der Berliner „Bewegung“ gehörte und Mitglied der RAFnahen „Roten Hilfe“ war, den Vorwurf eingetragen, „sich als Historiker selbst desavouiert zu haben“ (so Klaus Theweleit in einer 3-sat-Talkrunde), sein höchst subjektives Ressentiment „in den strengen Mantel der Fußnotenwissenschaft gekleidet zu haben“ (so der Historiker Axel Schildt in der „ZEIT“) und „statt seinem eigenen Schuldgefühl nachzugehen, sich in einen Generalverdikt geflüchtet zu haben“ (so mein Bruder Peter Schneider in der „Frankfurter Rundschau“.)

Mit seinem furorhaften Vergleich von 1933 und 1968 und der denunzierenden Verallgemeinerung, die alle emanzipativen Inhalte und Antriebsmomente der 68er-Bewegung negiert- von der überfälligen Reform der Ordinarienuniversität bis zum Engagement gegen die Notstandsgesetze und gegen den amerikanischen Völkermord in Vietnam-, hat es Aly seinen Kritikern allerdings leicht gemacht. Hätte er seine These, in der viel projektiver Selbstkel zu stecken scheint, nicht zum medienwirksamen Generationenvergleich aufgeblasen (als sei Rudi Dutschke ein Widersänger von Göbbels gewesen) , könnte man ihr nämlich einen partiellen Wahrheitsgehalt durchaus zubilligen. Mindestens für die RAF , dem terroristischen Stiefkind der „68er“-Bewegung, und für das beträchtliche Umfeld ihrer damaligen „Sympathisanten“ trifft seine Feststellung durchaus zu: „Sie verachteten- im Geist des Nazi-Juristen Carl Schmitt- den Pluralismus und liebten- im Geiste Ernst Jüngers – den Kampf und die Aktion.“ Nicht wenige der 68er-Rebellen, die sich als Opfer ihrer NS-Väter begriffen, haben deren Fühlen und Denken unbewusst inhaliert und sich, nach ihrem politischen Erwachen, dem „Mythos der Tat“ verschrieben, andere sind seelisch an dieser fatalen Erbschaft zerbrochen und haben Selbstmord verübt.

Davon zeugt vor allem ein literarisches Dokument, das während des „deutschen Herbstes“, unter dem aktuellen Eindruck der Schleyer- Entführung und der hektischen Suche nach den

Ursachen des deutschen Terrorismus, zum Bestseller und „Kultbuch der Linken“ avancierte: Bernward Vespers posthum erschienener autobiografischer Roman „Die Reise“. Ich habe ihn aus aktuellem Anlass wieder gelesen, zumal ich den ehemaligen Verleger der „Edition Voltaire“ (in der meine ersten politischen Essays erschienen) gut gekannt habe.

Viele 68er haben sich damals in Vespers „Confessions brutales“ fasziniert wieder erkannt, galt doch der ehemalige APO-Verleger als radikaler Systemverweigerer und revolutionärer Märtyrer, der am faschistischen Erziehungswerk seines Vaters, des ehemaligen NS-Schriftstellers Will Vesper, und am „alltäglichen Faschismus in Deutschland“ zerbrochen sei. Gerade die scheinbare Zwangsläufigkeit und Unentrinnbarkeit seiner Biografie, die er minutiös nachgezeichnet und schließlich mit seinem Suizid im Mai 1971 beglaubigt hat, wie auch der durchgehende Furor des „J'accuse“ machte sein nachgelassenes Romanfragment zu einem exemplarischen Dokument der Abrechnung mit den Nazi- und Kriegsvätern, mit ihrer verleugneten oder verdrängten Schuld und schwarzen Pädagogik. Auch die betont unliterarische, anarchische Fragment- und Tagebuch-Form des Romans schien die absolute Wahrhaftigkeit und Authentizität von Vespers leidvoller Biographie zu verbürgen. Als spräche einer schon deshalb die Wahrheit, weil er seine Gedanken und Gefühle „spontan“, scheinbar unzensuriert und unverstellt durch literarische Formen, zu Papier bringt.

Kein Zweifel: Als Kind war der 1938 geborene Bernward Vesper Opfer einer Erziehung, die sich vor einer scheinbar heilen Familien-Kulisse abgespielt und der doch alles gefehlt hat, was ein Kind zu seiner seelischen Entwicklung und Reifung benötigt. Heinrich Bölls betroffene Frage, ob nicht „der selbst-zerstörerische Wirbel und Wahn, in dem Vesper endete, aus dieser ‚heilen Welt‘ (der Familie) stammt“, ist sicherlich zu bejahen. Auch die meisten Terroristen der ersten RAF-Generation kamen, wie man weiß, aus solchen „heilen Familien“, in denen nach 1945 so weitergelebt und geschwiegen wurde, als hätte es keinen Weltkrieg und keinen Holocaust gegeben.

Allerdings war auf Gut Triangel, einer - auf den ersten Blick - ländlich-halbfeudalen Idylle, wo gesät und geerntet, Brot gebacken, Honig gewonnen, gewebt, gestrickt und geschlachtet wurde, ein Erziehungsterror am Werk, der die Zucht und Ordnung, die in den meisten Nachkriegsfamilien herrschte, noch um einiges übertraf. Da ist der wortgewaltige Vater, der jeden Bubenstreich, jede Übertretung der „Anstands- und Kindespflicht“ mit der Rute oder mit manchmal tagelangem Schweigen bestraft, der den Sohn durch Liebesentzug demütigt und an ihm seine nazistischen Vorurteile exekutiert, ihm etwa verbietet, das Geschenk einer jüdischen Klassenkameradin anzunehmen, und zuletzt sogar die Hauskatze, einziges Liebesobjekt des

Sohnes, erschießt, weil er, der „Hunde-Narr“, Katzen wie Juden zu den minderwertigen Rassen zählt. Da ist die kalte, elegante Mutter, die im täglichen Kampf um ihre Linie mit der Briefwaage bei Tisch erscheint, um die Speisen abzuwiegen, den Sohn aber zwingt, die ihm vor allen verhasste Speise, den Grießbrei, hinunterzuwürgen, und jeden Verstoß gegen die Bravheitsrolle mit dem ultimativen Satz quittiert: „Wir haben keinen Sohn mehr!“ „Die unendliche Gemeinheit“, so resümiert Vesper seine Kindheit, „lag nicht in der offenen Konfrontation, sondern in den hinterhältigen, langsam, aber entsetzlich wirkenden Methoden. Die blauen Flecke der Schläge vergehen. Aber die Verheerungen, die sie dadurch anrichteten, dass sie die Bedürfnisse nach Freiheit, Liebe und Kreativität zerbrachen, sind nie mehr rückgängig zu machen.“

So sehr Vesper durch die enorme Detailgenauigkeit und die furiose Darstellung seiner alptraumhaften Kindheit und Jugend für sich einzunehmen weiß, so hatte ich doch schon beim ersten Lesen der „Reise“ den Eindruck, dass er sich und seinen Lesern etwas verschweigt; dass er in dem Vorsatz, sich als Universalopfer einer postfaschistischen Erziehung darzustellen, all jene Zonen seiner Biographie ausgeblendet bzw. übersprungen hat, wo dieser Vorsatz nicht aufgehen konnte; wo er eben nicht nur Opfer, sondern auch selbstverantwortlicher Akteur und Vollstrecker seines Erwachsenen-Lebens gewesen ist.

In der Tat hat sein profundes Selbstmitleid im Verein mit seiner Drogen-Ideologie seine Selbsterkenntnis an ganz signifikanten Punkten getrübt und durch euphorische Lebenslügen verstellt. Man braucht nur ein paar seiner Trip-Beschreibungen genau zu lesen, um zu begreifen, welches der eigentliche Motor seiner Sucht ist: nicht Wahrheitsfindung, Bewußtseinsweiterung und Selbsterkenntnis um jeden Preis, wie er es darstellt, sondern Kompensation seiner kindlichen Verlassenheits-, Ohnmachts- und Minderwertigkeitsgefühle durch euphorische Größenwahn- und Omnipotenz-Phantasien. Im Trip nämlich verkehrt er nur von Gipfel zu Gipfel, hier steht er im Universalkontakt mit allen großen Geistern, Dämonen und Göttern der Weltgeschichte: von Christus bis Hitler, von Balzac bis Sartre, von Hephästos, dem Feuergott, bis zu Leary, dem Drogen-Apostel.

Vespers quasi-religiöse Gläubigkeit an die „Wahrheits-Droge“, die „den Schleier von der Wirklichkeit reißt, uns aufweckt und uns zum ersten Mal unsere Lage bewusst macht“, erinnert an das berühmte Märchen von der „Messingstadt“, von deren Glanz die Besucher magisch angelockt werden, um dann von den glitzernden Turmzinnen herab ins Bodenlose zu stürzen. Seine manischen Höhenflüge in die Flimmerreiche der eigenen geträumten Gottähnlichkeit („der ewig wandernde Mittelpunkt des Kosmos“) enden allemal in der Depression, in der

Einöde des eigenen Selbst. Derselbe Mensch, der sich gerade noch in die Nachfolge Balzacs oder Christus' halluziniert hat („Ich war ein Heiliger, von allen verlassen ...“), sieht sich erwachend nur noch als eines jener Millionen „vegetable“, von denen er sich überall umzingelt glaubt: „Es sind die vegetable. Alles hier ist vegetable. Was nützt es, high zu sein, wenn man auf dem Grund dieses Morastes sitzt? Ich sehe sie kaum, ich spreche nicht mit ihnen und dennoch sind sie überall präsent“.

Vom „vegetable“ (engl. Unkraut, Gemüse) bis zum „lebensunwerten Leben“ ist es kein weiter Weg mehr. Das üble Wort vom „Linksfaschismus“, das Habermas seinerzeit auf die Studentenbewegung gemünzt hat, bei Vesper wird es, leider, an vielen Stellen nur allzu wahr: „Diese Stadt muss eingeebnet werden, diese Häuser, kubische Parzellen müssen dem Erdboden gleichgemacht, der Erdboden den Wäldern gleichgemacht, alles muss gleich-gemacht werden . . . Es hat 32 Jahre gedauert, bis ich zu der Überzeugung gelangt bin, dass ‚kein Stein auf dem anderen bleiben wird‘, die Revolution ist gerechtfertigt . . . Die Massen werden siegen. Wir werden siegen. Wir werden Menschen sein. Wir werden es sein oder wir werden die Welt dem Erdboden gleichmachen bei unserem Versuch, es zu werden.“

Dass Vesper, der mit Gudrun Ensslin verlobt war, kein aktiver Terrorist geworden ist, ist wohl nur seinem gespaltenen Selbstbild zuzuschreiben, das ihn gewissermaßen vor der Tat schützte. Bei aller grimmig-emphatischen Parteinahme für den RAF-Terror unterschied ihn von den Baader-Meinhof-Leuten nämlich dies: dass er die „vegetable“ und „pigs“, auf die - nach Ulrike Meinhofs Worten - „auch geschossen werden darf“, eben auch in sich selber sah. Er begriff sich nicht nur, wie die RAF, als revolutionäre Elite der mit Gewalt zu befreienden Massen, sondern kam sich zugleich „wie ein Stückchen Dreck vor, das durchs Weltall wirbelt“. Jedem seiner jähren Aufschwünge in die einsamen Höhen seines revolutionären Prophetismus und Messianismus war von einem notorischen Anfall von Selbsthass und Selbstekel begleitet, der ich - wie Shakespeares Hamlet- zuletzt völlig handlungsunfähig machte. Von Beginn seiner „Reise“ an ist er hin und her gerissen zwischen totaler Kriegserklärung an die Welt („Die letzten Tage der USA sind nahe gekommen!“) und totaler Bankrotterklärung vor sich selbst („Versteigert wird: totale Liebesunfähigkeit, total abgefuckter Typ, 31, etc. Mindestgebot“), zwischen revolutionärer „Endsieg“-Hoffnung („Es geht um die Macht in den Fabriken, um alles oder nichts“) und fataler „Endlösungs“-Drohung gegen sich selbst („oder ob es günstiger wäre, sich nach dieser Geschichte aufzuhängen“).

Dass dieses Denken mit antikapitalistischen, antiimperialistischen und rätesozialistischen Inhalten einhergeht, die der intelligente Marxist und ehemalige Herausgeber der „Edition

Voltaire“ auch glaubwürdig vertreten konnte, hat seine vielen Bewunderer indes übersehen lassen, dass es seiner inneren Dynamik nach ein zwanghaftes, ein totalitäres Denken bzw. Fühlen ist, in dem die psychische Erbschaft des Nazi-Vaters durchgeschlagen ist. Vesper hat, meines Erachtens, das rassistische Schema seines Vaters, wenn auch nicht ideologisch, so doch gefühlsmäßig verinnerlicht; jenes psychische Raster, das nur zwei Extreme zulässt: imperiale Allmachts- oder totale Nichtigkeitsgefühle, grenzenlose Selbstvergottung oder grenzenlosen Selbsthass.

Da will einer gleich die ganze Welt „dem Erdboden gleichmachen“, wenn sie ihn bei dem Versuch hindern sollte, „ein Mensch zu werden“ - und scheitert doch schon an der kleinsten menschlichen Beziehung, ist unfähig, auch nur die allerselbstverständlichste soziale Bindung durchzuhalten: die zu seinem Sohn Felix. Wiederholt versichert er, wie sehr er den Sohn liebt und dass er ihn nie verlassen werde; ein paar Wochen später jedoch hat er dieses Versprechen bereits gebrochen, wie er, nicht ohne die pflichtgemäßen Skrupel, selber bekennt: „Felix ist nicht mehr bei mir. Er lebt auf der Schwäbischen Alb, ja, es stimmt, ich habe ihn selbst dort hingebracht. Ich kam mir wie ein Verräter vor. Zu spät!“ Zwar ist ihm der Gedanke, dass Felix „nun genauso durch die Scheiße waten muss wie ich, aus den Tiefen eines Dorfes, unerträglich“, aber die nötigen politischen Rationalisierungen hat er schnell parat: „Ist es nicht meine Pflicht, die ‚subjektiven Bindungen‘ an ein Kind abzulegen, um uns der Veränderung eines Systems zuzuwenden, das uns zu solchen Wandlungen zwingt? Felix ist Felix ist Felix ist Felix. Der Geist der Rebellion ist ihm geweckt - er ist stark.“ Der Vater überlässt den, den er angeblich so liebt, gerade denen, die in seinem Verständnis nur „vegetable“, Unkraut, Gemüse sind, d. h. dem Jugendamt.

Dasselbe Verhaltensmuster wiederholt sich auch im Verhältnis des Autors zu seinem Freund Burton und zu seinen diversen Geliebten. Wie das Kind und den Freund macht er auch die Frauen zu Objekten seiner Egomane („Ich interessiere mich ausschließlich für mich selbst“). Dass mehrere Frauen ihn verlassen haben, erst seine Verlobte Gudrun Ensslin, später Petra, bestätigt ihn zwar in seiner Opferrolle; doch warum alle diese Beziehungen scheitern, dem spürt er nicht nach, dem geht er nicht auf den Grund. Vielmehr verharrt er im masochistischen Genuss der eigenen Kaputtheit: „Ja, Petra, du weißt nicht, was für ein Stück Scheiße da jeden Abend zu dir ins Bett kriecht!“

In diesem negativen Selbstwertgefühl fühlt Vesper sich derart heimisch, dass keine Frau mit dieser Verliebtheit in die eigene Nichtigkeit mehr konkurrieren kann. Da die Vereinigung ihm nicht mehr gelingt, („Petra ist eifersüchtig auf den Chewing-gum, den ich kaue, während wir

bumsen“), wird die Droge ihm schließlich zum Liebesersatz. Was diese ihm an Orgasmen, Rausch und Romantik bietet, kann keine Frau der Welt ihm mehr bieten. So wird die Droge schließlich zu jener monotheistischen Religion, neben der es keine anderen Götter, erst recht keine anderen Menschen mehr geben darf. Indem sie ihm immer größere Ekstasen bereitet, treibt sie ihn immer tiefer in den Wald, in die Verlassenheit seiner Kinderstube hinein. Er, der der „schematischen Existenz“ seines Vaters durch die Drogenexistenz, dem „Alles-ist-verboten“ durch das „Alles-ist-erlaubt“ zu entkommen suchte, hat nur ein Gefängnis, ein Zwangssystem gegen das andere eingetauscht. Denn bei dem monomanischen Versuch, seine „in den Brunnen gefallene Kindheit Hand vor Hand wieder heraufzuholen“, wird er von den Brunnen-Gespennern immer tiefer hinab gezogen.

Ich will mich nicht anheischig machen, die Motive, die Vesper in den Selbstmord getrieben haben, hier restlos ergründen zu wollen. Schließlich ist das Leben eines Menschen kein Rechenexempel, keine algebraische Gleichung, deren Unbekannten sich der Reihe nach auflösen ließen. Die Lektüre der 1980 erschienenen „Ergänzungen zu DIE REISE aus der Ausgabe letzter Hand“ hat mir indes den Eindruck bestätigt, den ich schon beim Lesen des Romanfragments gewonnen hatte: Der Autor konnte die beiden von ihm selbst stillschweigend vorausgesetzten Prämissen seiner Generalabrechnung -seinen verbissenen Vater-Hass und die Behauptung seiner Opfer-Rolle - nicht bis zuletzt durchhalten.

Wie aus den „Ergänzungen“ hervorgeht, hat Vesper offenbar die Absicht gehabt, eine ganz entscheidende, bislang tabuierte Seite seiner Biographie wieder aufzumachen und in seinen Roman hinein zu nehmen: nämlich seine einst abgöttische Bewunderung für denselben Nazi-Vater, für den er in der „Reise“ nur Hass übrig zu haben scheint. Da heißt es in einer Zettelkasten-Notiz unter dem Stichwort „Wandlung des Vater-Bildes“: „Ich konnte nicht verstehen, wie die lost generation ihre Väter hassen konnte.“ Der herrische, strafende, versagende Vater der „Reise“ wird in den „Ergänzungen“ als ein Mann beschrieben, „der uns am Kinderbett nicht nur als der Mann überhaupt erschien, sondern als der Magier, der Gott, der mit unsichtbaren Kräften kommunizierte.“ Nach dem Tod des Vaters 1962 - der Sohn ist eine Woche vor Schmerz außer sich - gründete er zusammen mit Gudrun Ensslin einen Verlag, um dessen nationalsozialistische Lyrik wieder unters Volk zu bringen. G. Ensslin verklärte den deutschtümelnden NS-Schriftsteller damals zum „liebenswertesten, unterhaltendsten und geistreichsten Dichter, den Deutschland in diesem Jahrhundert besessen hat“ - eine Einschätzung, die ihr Verlobter vollauf geteilt hat.

Hier liegt für mich der Kern der Tragödie: Mit beginnender politischer Bewusstwerdung konnte der Sohn den einst so bewunderten Vater der Kinderzeit mit dem seinerzeit einflußreichen Vertreter der NS-Literatur, dem lyrischen Verklärer und Lobredner Adolf Hitlers nicht mehr zusammenbringen. An den einen mit allen Fasern des Kinderherzens gebunden zu sein und den anderen zugleich mit allen Kräften seiner erwachenden politischen Vernunft negieren zu müssen - diese psychische Zerreißprobe hielt er nicht aus. Seinem mit 31 Jahren unternommenen Anlauf auf die eigene Biographie lag das verzweifelte Bedürfnis zugrunde, den einst so vergötterten Vater posthum mit aller Macht zu verleugnen und nur noch den „Nazi“ von ihm stehen zu lassen. „Erst Lakai, dann Agent der herrschenden Klasse“ - so lautet das vernichtende Resümee- „und im Verein mit ihr unsere Kindheit zerstört, unser Gehirn verwüstet, unseren Charakter geschwächt, unsere Vernunft und Kritik erstickt, und zu diesem Zweck die heiligen Gefühle, die Kinder von Geburt an die Eltern binden, missbraucht...“

Und doch konnte Vesper dieses stereotype Raster - der Vater als Zerstörer des Sohnes, dieser als unschuldiges Opfer- nicht bis zum Ende aufrechterhalten. Kurz vor seinem Tod verfasste er ein stenogrammartiges Porträt, das auf den ersten Blick wie das Porträt seines Vaters wirkt, zwischen der dritten und der ersten Person jedoch eigentümlich hin und her schwankt; was sowohl den Versuch signalisiert, dieses Bild als nicht zu ihm gehörig von sich abzuspalten, als auch die gegenteilige Anstrengung erkennen lässt, es als das seinige anzunehmen: „Einige Male wurde er aufgefordert, die Maske fallen zulassen, aber er leugnete, eine zu tragen ... Verachtete den andren, unfähig zu lieben, weil er genau wusste, dass er nicht liebenswert war und in der Zuneigung höchstens den Beweis der Inferiorität der andren erblickte ... Im Grunde war es seine Prinzipienlosigkeit, die ihn die Ideen aufnehmen und wieder verwerfen ließ, wenn sie ihren Wert auf dem Markt verloren, die ihn davor bewahrte, an einer dieser Ideen hängen zu bleiben ... Bereit, sich zu demütigen, zu unterwerfen, um das Ziel, Macht zu erhalten, zu erreichen ... Systemen, die längst zu stimmen aufgehört hatten, hielt er ein System entgegen, das nur in der Verneinung dieser Systeme existierte, und das ungewisse Gefühl von der Ungültigkeit war, weil Stimmung, genau das, was ihn an dieses System band ... Zum Glück ist es mir rechtzeitig eingefallen, mich zu spalten. Methoden, der Verantwortung zu entziehen.“

Vespers „Nachlass“ belegt dieses negative Selbstporträt in mancher Hinsicht. Da finden sich ebenso viele Hinweise auf seine Versuche, „sich bei der herrschenden Klasse einzukaufen“, wie Bekräftigungen derselben elitären Massenverachtung, die er dem Vater der „Reise“ so zum Vorwurf gemacht hatte. Auch die hochgestochene Korrespondenz aus der Zeit seines Tübinger Universitätsstudiums - er korrespondierte fast ausschließlich mit der politischen und kulturellen Prominenz des In- und Auslandes: mit Albert Schweitzer, Walter Jens, Heinrich Böll, Golo

Mann, Theodor Heuss, Carlo Schmid usw. - weist Vesper als getreuen Sohn seines Vaters und seiner so verachteten Mutter aus, die voll Stolz darauf hinzuweisen pflegte, dass sie „beidemale Männer geheiratet (habe), die auch im Großen Brockhaus zu finden sind“.

Es hat den Anschein, dass Vesper in den letzten Wochen vor seinem Tod an seiner eigenen Lebenslüge, an der von ihm selbst etablierten schützenden Legende vom linken Märtyrer, der am faschistischen Erziehungswerk seines Vaters zerbrochen sei, zu zweifeln, ja, zu verzweifeln begann. Was er schreibend nicht mehr glaubwürdig vor sich selbst vertreten konnte, suchte er zuletzt durch die Tat, durch ein heroisches Attentat auf sich selber, dennoch zu beglaubigen: Dass die „vegetable“ ihn so kaputt, zum Opfer gemacht hatten, dass er nicht mehr lebensfähig war. Diese märtyrerhafte Version seines Selbstmordes hat sich in der literarischen und linken Öffentlichkeit mehr oder weniger durchgesetzt. Die vor ihr verborgene Innenansicht seines Suizides sähe dagegen weit weniger heroisch aus: Dass Vesper sozusagen in den Suizid ausgewichen ist, ausgewichen vor der ihm dämmernden, qualvollen Erkenntnis, dass er dem so verhassten Nazi-Vater, als dessen lebenslängliches Opfer er sich zu begreifen wünschte, in signifikanten Punkten ähnlich war.

Solange er die Verantwortung für sein „zerstörtes Leben“ noch glaubhaft vor sich selbst an seinen Vater zu delegieren vermochte, konnte er noch leben; gerade die hasserfüllte Abrechnung mit dem Vater war ihm Lebensgrund. In dem Augenblick aber, da der aktive Teil seiner Biographie auf ihn selber zurückfiel, musste auch diese Hassprojektion zusammenbrechen. Die gnadenlose Härte, mit der er so lange den Vater und die anderen „vegetable“ verurteilt hatte, musste dann im gleichen Maße gegen ihn selber zurückschlagen und das Selbstmitleid, das ihn so lange vor der Infragestellung der eigenen Person geschützt hatte, sich ebenso jäh in eine tödliche Selbstanklage verkehren. Sich selber als „vegetable“, als „lebensunwertes Leben“ bewertend und verurteilend, zertrat er zuletzt das eigene Leben. Gespenstisch, wie die psychische Erbschaft des Nazi-Vaters noch hier, im Selbstmord des Sohnes, ihre zerstörerische Logik entfaltet.